

Eine doppelte Beichte

Peter P. Klassen

(Die Namen der Orte und Personen sind geändert worden. Es wäre also müßig, nach Vergleichen zu suchen).

Der Itajahy fließt ruhig und schwerfällig durch Blumenau, und doch scheinen seine Wasser eine Wucht zu haben, als ob sie alle Energie der Schwerkraft aus den zerklüfteten Bergen der Serra do Mar gesammelt hätten, um sie dem nahen Ozean an der Küste Brasiliens zuzuführen.

Gerhard Kasdorf ging langsam und versonnen am gepflegten Ufer des Flusses entlang und schaute in das strömende, sich immer wieder leicht kräuselnde Wasser. Es war für ihn ein Wiedersehen nach vielen Jahren. Erst als Schüler mit der Schulklasse und dann als junger Mann war er immer wieder einmal aus der Mennonitensiedlung Witmarsum oben im Urwaldtal des Flüsschens Krauel in die Stadt Blumenau gekommen, und damals wie heute hatte ihn der Anblick des launigen Flusses gefesselt. Der Itajahy konnte so ruhig dahinfließen wie heute, und dann wieder brachte er Blumenau in die größte Gefahr, wenn sein Hochwasser während der Regenzeit in den Bergen über alle Ufer trat.

Die Reise von der Urwaldsiedlung nach Blumenau war damals, vor nun mehr als dreißig Jahren, jedes Mal ein Unternehmen gewesen. Mit einem Pferdefuhrwerk folgte man zuerst dem Lauf des glasklaren Alto Rio Krauel, in dessen Quellgebiet die Siedlung 1930 von russlanddeutschen Einwanderern angelegt worden war. Bei Presidente Getulio, das damals noch Neu Breslau hieß, bog man in das Tal des schäumenden Rio Hercilio und folgte ihm bis Ibirama - damals noch Hammonia - wo er in den Itajahy mündet. Die deutschen Namen der Einwanderersiedlungen waren im Zweiten Weltkrieg geändert worden. Von Hammonia führte eine Kleinbahn am Ufer des Rio Itajahy entlang bis Blumenau.

Wie Stufen des Lebens erschienen ihm jetzt die Wasser, denen er in Gedanken stromaufwärts folgte, und dann wieder vom Quellgebiet herunter bis zur Mün-

dung ins Meer, Stufen seines Lebens, die zurück in seine Kindheit in dem Urwalddorf führten und nun wieder hier nach Blumenau an den Fluss.

Gerhard Kasdorf war schon vor Jahren nach Curitiba übergesiedelt, wie so viele nach den zu schweren Jahren der Ansiedlung im Urwald. Von dort aus hatte er nun die Reise nach Blumenau im Omnibus unternommen, um hier einen Fall zu klären, eine Angelegenheit seiner Glaubensgemeinde. Einen Fall nannte man es in der Gemeinde, wenn ein Gemeindeglied wegen eines Fehlverhaltens zur Verantwortung gezogen werden musste. Dieser Fall - er war ein schwerer Fall genannt worden - lag so weit zurück, dass er sich selber nur noch ganz schwach daran erinnerte, noch in jener Zeit, als sie alle in der Siedlung am Krauel im Urwald gelebt hatten. Auch dafür schien der Fluss ihm jetzt ein Gleichnis zu sein: für das ruhige ausgeglichene Gemeindeleben, das in Beschaulichkeit und Erbauung über Jahre dahin fließt, und für die stürmischen Fluten, die dann immer wieder auch allerlei Abfall ans Ufer werfen.

Zwar hatte er sie alle noch gekannt, den Franz Fast, die Anna Thießen, den Dirigenten Jakob Wieler und dessen Vater, den Prediger Isaak Wieler, doch er war damals gerade erst fünfzehn Jahre alt gewesen und noch nicht getauft. Was in der Glaubensgemeinde vor sich ging, blieb zum Teil verborgen; denn die Gemeindeglieder hatten bei ihrer Taufe Verschwiegenheit gelobt. Wenn die dort verhandelten Fragen dann aber doch durchsickerten und im Dorf ins Gerede kamen, waren sie meist durch Unkenntnis und Sensationslust stark verzerrt.

So viel hatte er aber damals schon erfahren: Anna Thießen, eine verheiratete Frau, hatte einen anonymen Liebesbrief erhalten. Sie war damit in ihrer Erregung zum Gemeindeleiter gegangen. Der Verdacht war auf Franz Fast gefallen, einen verheirateten Mann, Glied der gleichen Gemeinde, und er war aus der Gemeinde ausgeschlossen worden.

Allgemein hatte man das wohl auch so in Ordnung gefunden; denn Franz Fast war kein gutes Gemeindeglied. Viele hatten es so kommen sehen, und nun war es eine Bestätigung für das, was man erwartet hatte. In der Gemeinde war das Rauchen verboten und auch der Genuss alkoholischer Getränke. Franz Fast hatte beide Gemeinderegeln nicht beachtet, und nun hatte Unsittlichkeit, die ja wohl hinter so einem Liebesbrief stecken musste, den Schlusspunkt gesetzt, einen Schlusspunkt für ein Gemeindeglied, das unwürdig wandelte. Er hatte ein Weib angesehen, ihrer zu begehren, wie geschrieben steht, und der Beweis dafür lag schriftlich vor.

Doch nun wusste Gerhard Kasdorf viel mehr über jenen von den meisten wohl schon längst vergessenen Fall. Sein Nachbar Hans Martens hatte ihm vertraulich mitgeteilt, dass Franz Fast damals nicht der Schuldige gewesen sei, und Gerhard Kasdorfs Absicht war es nun, auch die letzten Zusammenhänge zu erfahren, alles zu klären und wenn möglich Franz Fast zu helfen. Die lange Fahrt und die Suche nach dem seit Jahren Verschollenen, alles hatte er in der Hoffnung unternommen, für einen ungerecht Behandelten Gerechtigkeit zu schaffen.

Er hatte den Gesuchten nun wirklich gefunden, obwohl es nicht ganz einfach gewesen war. Er war der Beschreibung von Freunden in Blumenau gefolgt, die allerdings nur den Stadtteil, die Favela am Stadtrand, angeben konnten, und die wussten, dass Franz Fast irgendwo als Schuster arbeite. Eine Adresse lag nicht vor.

Gerhard Kasdorf hatte dann in den engen Gassen, die schon am Hang des Tales lagen, nach dem „sapateiro alemão“ gefragt, und der schien in der Umgebung gut bekannt zu sein. Man hatte ihn freundlich auf einen Winkel verwiesen, auf eine offene ehemalige Autogarage, einen dunklen fensterlosen Raum. Dort hatte er Franz Fast in seiner Schusterwerkstatt gefunden.

In dem Gespräch mit ihm am heutigen Nachmittag hatte Gerhard Kasdorf weitere Zusammenhänge über den Fall erfahren, fast alle, wie er meinte. Er kam sich wie ein Archäologe vor, der Abgelagertes und Verschüttetes ausgegraben und freigelegt hatte.

Er war den ganzen Nachmittag bei Franz Fast in dessen elender Schusterwerkstatt geblieben, und das lange Gespräch trug er nun mit sich. Das waren die Gedanken, die nun stromaufwärts in die Vergangenheit wanderten und wieder zu ihm zurückflossen in die Gegenwart. Er wollte sie nun erst einmal in aller Ruhe für sich ordnen und dann überlegen, was zu tun sei.

Es war inzwischen ganz dunkel geworden, und die vielen Lichter der heute modernen Stadt spiegelten sich im dunklen Wasser des Flusses. Bis zu seinem Hotel war es nicht weit, und er genoss es, sich Zeit lassen zu können. Er setzte sich auf eine der Bänke am Ufer.

In der Gemeinde am Krauel hatte man sich damals mit dem Fall, das wusste er jetzt, nicht viel Zeit gelassen. Der Prediger Isaak Wieler war bekannt als ein Mann der Tat, der klaren Stellungnahme und der Entscheidung, wenn Sünde die Gemeinde bedrohte. Entschiedene Abwehr alles dessen, was als das Böse erkannt worden war, konsequentes Handeln, wenn ein Gemeindeglied der Sünde

überführt wurde und nicht bußfertig war, darin lag seine Stärke, und er übertrug sie auf die ganze Gemeinde. Sein großes Anliegen war die Reinheit der Gemeinde, hinauszutun, was unrein war, und das Mittel dafür war strenge Gemeindegerechtigkeit.

Gerhard Kasdorf wusste um das Wesen einer apostolischen Gemeinde gut Bescheid. Die Tauferväter hatten ihr Gemeindeverständnis in der Zeit der Reformation im Gegensatz zu den Volkskirchen der großen Reformatoren entwickelt und in die Tat umgesetzt, treu nach der Schrift, wie sie glaubten.

Auch er selbst war nach seiner Bekehrung durch die Erwachsenentaufe in die Gemeinde aufgenommen worden, und er nahm seinen Glauben und die Gemeinde sehr ernst. Doch einiges hatte sich im Lauf der letzten Jahrzehnte gewandelt. Er gehörte zu jenen Gemeindegliedern, die versuchten, zuerst den Menschen und dann erst die Gemeindegerechtigkeit zu sehen. Er war davon überzeugt, dass manche zu wörtlich und für sich allein ausgelegte Schriftstellen der Paulusbriefe viel Unheil in der Glaubensgemeinde angerichtet hatten. Das betraf zum Beispiel den strengen Bann, wo Paulus fordert, dass man mit dem Betroffenen auch nicht essen solle. Der strenge Bann hatte die mennonitischen Gemeinden schon seit ihrer Entstehung schwer umgetrieben und zu manchen Auseinandersetzungen geführt. Wie viel menschliche Härte hatte hier ihre biblische Begründung gefunden. Er glaubte, dass man dem Evangelium näher komme, wenn die Bereitschaft zur seelsorgerlichen Hilfe am Menschen vor die puritanische Strenge gestellt würde.

Ob er allerdings dem Menschen Franz Fast noch helfen könnte, darüber war er sich nach dem heutigen Gespräch mit ihm nicht mehr so sicher. Vieles, so schien es ihm nun, war nicht nur verschüttet, es hatte sich auch verfestigt und verhärtet, wie Schlamm nach langer Trockenheit oder gar wie die versteinerten Fossilien in den Erdschichten.

So hatte er es angetroffen: Franz Fast saß nicht weit vom Eingang der Garage, um das Tageslicht für seine Arbeit zu nützen. Er saß da wie alle Schuster, auf einem niedrigen Hocker, vorn übergebeugt, eine von der Arbeit blank polierte Lederschürze auf den Knien, vor sich den Dreifuß mit einem Schuh darauf und um sich herum all das kleine Werkzeug und alte Schuhe in allen Farben und Größen.

Gerhard Kasdorf erkannte Franz Fast sofort wieder trotz all der Jahre, die verfloßen waren, trotz des zerfurchten, verhärteten Gesichtes, der gelbgrauen Haare und trotz des Altersunterschiedes. Er grüßte plattdeutsch, in der vertrauten

Sprache, die sie unter Hunderttausenden sofort als eingewanderte russlanddeutsche Mennoniten auswies: „Gon Dach, Onkel Faust!“

Franz Fast stutzte zuerst, doch dann erkannte auch er den Jungen aus dem Dorf wieder. „Mensch, Kausdarps Jät!“, rief er erfreut, und bei „gon Dach,“ und „wellkom“ und „wo jeiht et?“ war es wie ein Auftauchen aus unermesslichen Tiefen.

Franz Fast nahm die Zigarette aus dem Mund und starrte aus seinen geröteten Augen unentwegt auf seinen Gast. „Mensch, Kausdarps Jät,“ wiederholte er gedankenverloren immer wieder mit belegter Stimme. Gerhard Kasdorf sah ein Leuchten in dem matten Glanz seiner Augen.

Doch dann fiel ein Schatten auf das gelbe, ausgezehnte Gesicht, ein Schatten der Verwunderung und des Misstrauens. Was wollte man wohl von ihm, jetzt nach all den Jahren?

Kasdorf spürte das sofort und um zu verhindern, dass sich das Dunkel verdichtete, fiel er mit der Tür ins Haus und sagte: „Onkel Fast, ich bin wegen jener alten Geschichte gekommen, wegen dem Ausschluss aus der Gemeinde damals am Krauel, Sie wissen doch? Es war ein anderer, der den Brief geschrieben hatte. Sie waren unschuldig.“

Franz Fast legte den Hammer hin und hob abwehrend die Hand. „O nä!“, sagte er, „nä, nä! Daut lot mau toch. Wem halpt daut noch waut?“

„Nein, Onkel Fast“, entgegnete Kasdorf entschieden, „Sie sollen wissen, wie es wirklich gewesen ist. Deshalb bin ich aus Curitiba hergekommen.“ Und dann erzählte er kurz den Tatbestand, wie er ihn von Hans Martens erfahren hatte. „Nicht Sie, Onkel Fast, waren der Schuldige, sondern Jakob Wieler, der Dirigent.“

Franz Fast starrte lange auf den alten Schuh vor sich. Dann stand er auf, ging in eine dunkle Ecke seiner Werkstatt und bereitete auf einem Spirituskocher einen Chimarão. Sorgfältig füllte er das heiße Wasser in eine Thermosflasche, bereitete die Cuia, ein fein ziseliertes Kürbisgefäß mit einem Silberröhrchen, fachmännisch zu und setzte sich wieder auf seinen Hocker. Gerhard Kasdorf hatte auf dem einzigen Stuhl Platz genommen, und nun wechselte der Chimarão zwischen den beiden hin und her. Das erfrischende Getränk machte auch Franz Fast allmählich gesprächig, obwohl ihn immer wieder schwere Hustenanfälle quälten.

Das vertraute Plattdeutsch, bei dem auch Gerhard Kasdorf blieb, seine herzliche Zuneigung und das warme Interesse an dem Schicksal dieses alten Mannes

führten dazu, dass es zu einem langen Gespräch kam, den ganzen Nachmittag, bis es dämmerte.

Gerhard Kasdorf war von dem Bericht, der bruchstückweise herauskam, so gefesselt, dass er oft vergaß, die Cuia zurückzureichen, damit neu heißes Wasser aufgegossen werden konnte.

Nur ganz wenig hatte er bis vor kurzem von dieser Familie, die die geschlossene Mennonitensiedlung vor so vielen Jahren beinahe fluchtartig verlassen hatte, gewusst. Wer verfolgte auch schon das Schicksal eines schwarzen Schafes, das die Herde verlässt? Die Glaubensgemeinde hatte für ein klares Drinnen und Draußen zu sorgen, so war damals die Meinung gewesen, für die Scheidung von Licht und Finsternis, von Heil und Sünde. Wohl nahm sie bußfertige Sünder gern wieder auf, wie die Schrift lehrt, doch Franz Fast war nicht bußfertig gewesen. Er war draußen geblieben, auch außerhalb der Siedlungsgemeinschaft, denn ein Ausgeschlossener fühlte sich auch in dem Dorf nicht mehr wohl. Dann war er mit seiner Familie verschollen.

Nun berichtete Franz Fast ihm, dass er damals mit seiner Frau und den drei Kindern nach Presidente Getulio gezogen sei. Er war handwerklich geschickt, und so hatte er sich schnell als Schuster und Schuhflicker geübt, ein Beruf, der auch bei armen Leuten immer gefragt ist. Er war arm, und die Armen wohnten am Stadtrand, wo die Wohnungen billig, klein und eng sind. Die Armen hatten schlechte Schulen oder gar keine. Gerade zwei Jahre hatten Hans und Heinrich, seine beiden Söhne, die Schule besucht, doch das hatte gereicht, dass sie die Sprache der Caboclos sprachen und sich in der brasilianischen Umwelt wohl fühlten.

„Wo sind Ihre Söhne denn geblieben?“, fragte Kasdorf.

„Wo sie heute sind, weiß ich nicht“, antwortete Fast. „Sie gingen nach Sao Paulo, wo der Verdienst besser sein sollte. Beide mussten dann zum Militär und das war noch die beste Schule für sie. Hans, der Ältere, kam einmal nach Hause. Ich war ganz stolz auf den strammen Bengel in seiner Uniform.“ Er lachte krächzend. „Am liebsten hätte ich ihn unserm Prediger Wieler vorgestellt, der immer über die Wehrlosigkeit der Mennoniten predigte. Doch in der Kaserne haben sie wohl auch anderes gelernt als nur Marschieren und Schießen. Beide lebten dann mit Brasilianerinnen zusammen. Heinrich soll eine Schwarze gehabt haben. Er ist dann nach Rio gegangen. Hans blieb in Sao Paulo. Doch dann haben beide uns vergessen. Was war bei uns auch schon zu holen? Wir waren inzwischen mit

Marlene, unserer Jüngsten, nach Blumenau gezogen, auch hier wieder in die Favela am Stadtrand, wie du siehst.“

„Haben Sie nie überlegt, zurück in die Siedlung zu kommen?“, fragte Kasdorf.

Fast nickte gedankenverloren. „Meine Frau hat mich oft darum gebeten. Sie wollte zurück an den Krauel oder auch nach Curitiba, schon wegen Marlene. Wir würden uns schon wieder einleben, meinte sie, und Schuhe flicken könnte ich auch dort. Auch andere wären ausgeschlossen worden, und sie blieben trotzdem dort wohnen. Doch ich wollte keinen Prediger mehr sehen, keinen Mennoniten und auch Anna nicht.“

Hier merkte Gerhard Kasdorf die tiefe Verbitterung, die schwerer gewogen hatte als die Sorgen um seine Frau und seine Tochter. Vor fünf Jahren sei seine Frau gestorben, erzählte Fast weiter, und Marlene sei schon lange vorher verschollen. Als sie ein Kind erwartete und ihr brasilianischer Freund sie nicht heiraten wollte, habe er sich furchtbar aufgeregt. Da habe sie das Haus verlassen und sei nie mehr zurückgekommen. Sie müsse in Florianopolis mit einem viel älteren Mann leben, habe jemand gewusst. Der habe sie mit dem Kind zu sich genommen. Doch das alles sei schon lange her, zehn Jahre vielleicht.

Gerhard Kasdorf, der von seinem Nachbarn Hans Martens gut informiert worden war, konnte Franz Fast nun seinerseits immer wieder Informationen geben, von denen er hoffte, dass sie diesen alten Mann wieder ins Gleichgewicht bringen würden.

Fast saß dann still da, nickte immer wieder und nahm, wie es schien, alles gleichmütig zur Kenntnis. Er hatte die Cuia wieder auf das Tischchen gestellt, und ab und zu klopfte er mit dem Hammer gedankenverloren auf den Schuh, der auf dem Dreifuß geblieben war. Es war inzwischen dämmerig geworden, und in der Schusterwerkstatt war es schon ganz dunkel. Die Straßen der Favela hatten keine Beleuchtung, und Gerhard Kasdorf musste sich verabschieden. Er wusste, dass er Franz Fast nun erst einmal mit dem, was er ihm mitgeteilt hatte, Zeit lassen musste.

Bei aller Gleichmütigkeit des Verhaltens, die Fast an den Tag legte, verspürte er doch eine verborgene Angst bei ihm. Es konnte mit ihm, so schien es Kasdorf, wohl nicht mehr sehr lange dauern. Seine Haut war fahl und ausgetrocknet wie altes Pergament, und der Raucherhusten quälte ihn furchtbar.

„Manchmal glaube ich, es ist das Ende,“ sagte Fast nach einem schweren Hustenanfall. Kasdorf gab ihm das Versprechen, am nächsten Morgen wiederzukommen.

Über dem Itajahy hing die Nacht, und die Uferbeleuchtung ließ das Wasser dunkel glänzen. Vom Meer her wehte es kühl. Gerhard Kasdorf erhob sich. Er wollte es so machen wie früher, wenn er in diese Stadt gekommen war. Die grelle Lichtreklame einer Churrasqueira lud ihn ein. Dort wollte er gemütlich zu Abend essen. Alles war heller geworden in Blumenau, moderner. Doch in dem Raum des Restaurants war dann alles vertraut, die laute Musik, die Speisen, das Ritual der Zuteilung des Bratens von der offenen Glut, ein Glas Bier vom Fass und er selbst unbekannt in der Menge. So hatte er es immer gern gehabt, wenn er nach Blumenau kam. Er saß allein an einem Tisch und konnte weiter ungestört dem Erlebnis des Tages nachhängen. Es verbanden sich damit so viele Erinnerungen, die auch sein eigenes Leben geprägt hatten.

Die Sache mit dem Briefchen war doch eigentlich eine Kleinigkeit gewesen, doch sie hatte Franz Fast ins Abseits und in diese trostlose Verlassenheit gebracht. Eine Kleinigkeit war von der Gemeinde zu ernst genommen worden, zu wichtig, so musste man es jetzt wohl sehen. Doch lag darin nicht gerade auch eine Stärke, die Kraft für das Beharren in einer ungebrochenen Tradition, die Jahrhunderte überdauert hatte? Solche Kleinigkeiten nicht durchgehen zu lassen, den Anfängen zu wehren, dem Teufel nicht den kleinen Finger zu reichen, hatte das nicht gerade die Glaubens- und Gemeindeform erhalten? Eine einmal gefasste Erkenntnis konnte sich so auf Dauerhaftigkeit verlassen.

Immer schon war es in der Gemeinde so gewesen, dass ein geschlechtlicher Fehltritt - und als solcher wurde der Fall eingestuft - zur entschiedenen Stellungnahme führte. Immer schon war die Sexualität in der Gemeinde das Zünglein an der Waage der Moral gewesen. Gerhard Kasdorf geriet ins Grübeln, wenn er sich mit diesen Fragen der Gesellschaft im Allgemeinen und denen der Gemeinde im Besonderen befasste.

In der Glaubensgemeinde, so meinte er, habe das eine zu starke Verschiebung des moralischen Schwerpunktes zur Folge gehabt. Es gab Geschäftsleute in der Gemeinde, denen fragwürdige Praktiken nachgesehen wurden, es gab Wucherer, die unbehelligt blieben, trotz der eindeutigen Warnung im Neuen Testament. Selbst jahrelanger Unfriede und sogar offene Feindschaft unter Brüdern konnten ertragen werden. Doch die Sexualität und alles was damit in der Ehe, der Familie und unter der Jugend zusammenhing, rief die Gemeinde immer sofort auf den

Plan, von Generation zu Generation, wie er aus der Mennonitengeschichte wusste.

Aber war es denn in der großen Welt viel anders, im Sündenpfehl der Städte, in den Illustrierten, im Kino, in den Büchern? Auch hier war es die Sexualität, die immer neu war, immer reizte, immer herausforderte, immer Sensation hervorrief, ebenfalls von Generation zu Generation. Hier wie dort blieb sie immer interessant, immer Mittelpunkt, in der großen Welt in Ausschweifung und Laster, in der Glaubensgemeinde in Prüderie und Härte.

Ihm kam Johanna Giesbrecht in den Sinn, das stille Mädchen in seinem Dorf. Sie und ihr Mann waren nach ihrer Hochzeit von der Gemeinde ausgeschlossen worden, weil der Gemeinderat ausgerechnet hatte, dass ihr Kind zu früh geboren worden war, sie also vor der Ehe in Unzucht gelebt haben müssten. Wie anders, so die Meinung des Gemeinderates, sollte man mit der Unmoral unter der Jugend fertig werden. Die beiden hatten dann Buße getan, ihre Sünde vor der Gemeinde bekannt, und dann waren sie wieder aufgenommen worden.

War die Sexualität denn ein Verhängnis, draußen in der Welt und drinnen in der Gemeinde? Er dachte an seinen Theologieprofessor im Proseminar in São Leopoldo, wo er studiert hatte. „Wenn Gott nicht die Geschlechter geschaffen hätte“, hatte der einmal in einem Kolloquium sarkastisch gesagt, „dann hätte es keiner Erlösung bedurft.“ Die Studenten waren alle über diese Blasphemie erschrocken gewesen, obwohl der Professor gleich einschränkend hinzugefügt hatte, dass er damit nur auf die Hilflosigkeit des Menschen in seiner Triebhaftigkeit hinweisen wolle.

Gerhard Kasdorf hatte seine Mahlzeit beendet und sein Glas Bier geleert. Er blieb noch eine Weile sitzen und schaute dem regen Treiben zu, das in so einer Churrasqueira herrschte. Zuschauen und seinen eigenen Gedanken nachhängen, so hatte er es gern.

Hätte man damals nicht verhindern können, dass Franz Fast und seine Familie, die doch zu einer fest gefügten Gemeinschaftsordnung gehörten, im Strudel der Welt zugrunde gingen? Musste man es heute nicht so sehen, dass ihn die zu starre Frömmigkeit der Gemeinde über den Rand hinaus und dann ins Abseits geschleudert hatte? Musste man nicht der Gemeinde die Schuld an dem Verderben einer ganzen Familie zuweisen? War die einsichtsvolle Seelsorge nicht zu schwach gewesen? Was alles hätte durch Umsicht und Einsicht vielleicht doch aufgedeckt und geklärt werden können?

Doch er wusste auch, dass die Hauptsorge der Gemeinde - jedenfalls damals - die war, die Moral, die immer gefährdet ist, zu sichern. Um das zu erreichen, musste sie die kleinen Füchse, die in den Weinberg dringen, fangen, und der kleine Fuchs war hier ein unerlaubter Liebesbrief gewesen.

Als Gerhard Kasdorf sich in seinem Hotel zur Ruhe legte, war er nach allem, was er erlebt und nachher durchdacht hatte, doch sehr bedrückt. Er hatte gehofft, dass sein guter Wille und seine Offenheit bei seinen Kenntnissen des Tatbestandes genügen würden, um Franz Fast Gerechtigkeit und Genugtuung zu verschaffen, dass sich der offene Kreis schließen lassen würde. Nun war doch manches wieder ganz anders gelagert, als er es in seinen Überlegungen rekonstruiert hatte. Es war undurchdringlicher, verfilzter, wie der Urwald in Santa Catarina, in den man keine zehn Meter hinein blicken konnte. Er lag lange wach.

Hans Martens, sein Nachbar in Boqueirão bei Curitiba, hatte ihm die ganze Geschichte erzählt, tief innerlich beteiligt und mit der Hoffnung, dass sie beide für Franz Fast noch etwas tun könnten.

Wenn das Melken am frühen Morgen beendet war und ihre Söhne sich mit der Carinha, dem zweirädrigen Wagen, in die Stadt begeben hatten, um die sorgfältig in Flaschen abgefüllte Milch zu verkaufen, dann saßen Gerhard Kasdorf und Hans Martens oft noch gemütlich ein Stündchen zusammen beim Chimarão. Die Fragen der mennonitischen Gemeinschaft in den Vororten von Curitiba und auch allgemein in Brasilien lagen ihnen sehr am Herzen, und oft ging es dabei um Grundsatzfragen der Glaubensgemeinde. Ihre Geschichte seit der Flucht aus Russland und der Einwanderung in Brasilien bot ihnen Themen genug, und oft wanderten sie auch zurück in die Jahrhunderte lange Mennonitengeschichte.

Kasdorf war dabei der Kritischere. Er nahm Personen und Vorgänge schärfer unter die Lupe als Martens, auch die Gemeinde, den Gemeinderat und die Prediger. Er drängte Martens im Gespräch oft in die Defensive und zwang ihn in versteckter Absicht, das täuferische Gemeindeideal, dem sie nun schon mehr als vierhundert Jahre gefolgt waren, zu verteidigen.

Um so mehr hatte es Kasdorf nun überrascht, als Martens jene verhängnisvolle Entscheidung der Gemeinde über Franz Fast und die Hintergründe, die dazu geführt hatten, schonungslos aufdeckte. Es musste ihm nicht ganz leicht geworden sein; denn es betraf seine Verwandten, seinen Schwiegervater Isaak Wieler und seinen Schwager Jakob Wieler.

Gerhard Kasdorf hatte vor dem alten Prediger Wieler Ehrfurcht und Respekt gehabt, vor einem Mann, dessen ganzer Einsatz der Gemeinde gegolten hatte. Sonntag für Sonntag hatte er auf der Kanzel gestanden, hatte gepredigt, gelehrt und ermahnt, immer beflissen, die Ordnung in der Gemeinde nach den alten Regeln zu erhalten, mit der unerschütterlichen Sicherheit, dass er selbst und seine Gemeinde zur wahren Erkenntnis des Heils gekommen seien.

Auch Jakob Wieler, einer der Dirigenten der Gemeinde, stand durch sein Können und durch seine Hingabe überall in Ehren. Beide waren nun tot, und Hans Martens hatte ein schweres Vermächtnis übernommen. Es war sozusagen eine doppelte Beichte, verbunden mit einem Auftrag, den er erledigen sollte.

Als Jakob Wieler vor fünf Jahren im Sterben lag, hatte er seinen Vater an sein Sterbebett rufen lassen und ihm bekannt, dass er es damals gewesen sei, der jenen verhängnisvollen Liebesbrief an Anna Thießen geschrieben hatte. Er hatte seinen Vater gebeten, die Wahrheit aufzudecken und die Schuld an seiner Statt durch ein offenes Bekenntnis zu sühnen.

Doch Isaak Wieler hatte es nicht übers Herz gebracht, den guten Ruf seines Sohnes zu trüben und den seinigen dazu. Er hatte geschwiegen, bis auch er jetzt vor kurzem auf dem Sterbebett lag. Da hatte er seinen Schwiegersohn Hans rufen lassen und ihn gebeten, die alte Geschichte offenbar werden zu lassen. Offenbar werden, so nannte man es, wenn ein Schuldbekenntnis vor versammelter Gemeinde abgelegt wurde. Die Vergebung, durch Abstimmung erteilt, kam dann einer Absolution gleich.

Doch was sollte hier offenbar werden und wem konnte hier nachträglich noch etwas vergeben werden? Wer in der Gemeinde würde sich überhaupt noch daran erinnern, was vor nun mehr als dreißig Jahren geschehen war? Und war nicht ein Liebesbriefchen für die heutigen jungen Zeitgenossen geringfügig, wenn nicht gar lächerlich? Das waren die nüchternen Überlegungen der beiden Nachbarn im Gespräch.

Doch was geblieben war, das war die Asche von jenem Brand, das tragische Schicksal von Franz Fast und seiner Familie, und diese Sorge wurde nun das schwerwiegende Anliegen der beiden. Sie wurden sich einig, die Gemeinde und die Namen der beiden Verstorbenen mit diesen Bekenntnissen nicht zu belasten. Sie beide konnten so ein Geheimnis gut auf sich nehmen und wahren.

„Ich werde mich der Sache annehmen“, erbot sich Gerhard Kasdorf. „Ich möchte sehen, ob der Familie Fast noch in irgend einer Weise zu helfen ist.“

Er gestand sich dabei ein, dass ihn auch der Vorgang an sich interessierte. Er wollte untersuchen, wie es in einem frommen Kreis zu diesem Fehlverhalten kommen konnte. Wie stark musste die Triebhaftigkeit eines Mannes gewesen sein, die ihn die herrschenden Normen überschreiten ließ, und wie viel größer noch dann die Angst vor den Folgen, als er diesen Normen nicht mehr entsprochen hatte.

Hans Martens war einverstanden. Er wollte das Versprechen, dass er seinem sterbenden Schwiegervater gegeben hatte, auf jeden Fall und so sinnvoll wie möglich einlösen.

Anna Thießen lebte noch. Sie war schon seit vielen Jahren Witwe, und sie wohnte in erreichbarer Nähe. So führte denn Gerhard Kasdorfs erster Gang zu ihr, trotz der Bedenken, die er hatte. Er sollte an einen Vorfall rühren, der doch eigentlich schon verjährt war. Zudem mochte es der Witwe sehr peinlich sein, an diesen Fall erinnert zu werden. Doch eine erste Information an der Quelle, so hoffte er, würde ihm weiterhelfen, und es ging ihm ja nicht um Anna Thießen, sondern um Franz Fast.

Es kam dann in der Wohnung von Anna Thießen zu einem überraschend offenen Gespräch. Gerhard Kasdorf schenkte sofort reinen Wein ein und sagte genau, welches der Grund seines Kommens sei. Anna Thießen war zwar zuerst betroffen davon, dass sie damals einen Falschen verdächtigt hatte, doch dann gab sie rückhaltlos Auskunft, zumal sie mit der Verschwiegenheit ihres Gesprächspartners rechnen konnte. Vor Gerhard Kasdorf taten sich psychologische Tiefen auf, wie er sie während seines Studiums in São Leopoldo nur in der Theorie kennen gelernt hatte.

„Wir kannten uns doch schon von Sibirien her, Franz und ich“, erzählte Anna Thießen mit einem Freimut, der alle Zugänge öffnete. „Franz war dort einer von den Gassenjungen in unserm Dorf. So nannten wir doch die Unbekehrten, die die Welt lieb hatten, rauchten und schlechte Reden führten. Seine Mutter betete auf jeder Gebetsstunde am Wochenende laut für ihren Sohn und sein Seelenheil.“

Dann kam die schwere Zeit nach dem Krieg auch über unsere Mennonitendörfer bei Omsk. Es war schlimm, als die Kämpfe zwischen den Weißen und den Roten unsere Dörfer überrollten und alles mit- und niederrissen. Die Prediger hielten Versammlungen ab. Sie sprachen von dem nahen Ende der Welt und von der Wiederkunft Jesu. Viele der jungen Menschen bekehrten sich, unter ihnen auch Franz. Im Frühling war dann ein großes Tauffest am Irtysch. Ich sah, wie sich

auch Franz in dem noch eiskalten Wasser untertauchen ließ, und - Sie werden es nicht glauben wollen - mir wurde dabei bange.

Franz hatte mir immer nachgestellt und mir, wo sich eine Gelegenheit bot, seine Liebe erklärt. Doch einem Gassenjungen drehte ich den Rücken, wie es alle Mädchen taten, die etwas auf sich hielten. Nun aber, nachdem Franz sich hatte taufen lassen, gehörten wir beide zur gleichen Gemeinde. Ich wusste, dass er nun erst recht versuchen würde, sich mir zu nähern. Doch ich mochte ihn nicht, auch wenn er nun bekehrt war. Da hat es dann wohl angefangen.“

Anna Thießen schwieg und schaute lange zum Fenster hinaus, als ob sie nun in der Vergangenheit versunken war und in weiter Ferne nach den Ursachen für das suchte, was geschehen war.

„Als ob das Schicksal uns aneinander ketten wollte“, fuhr sie dann fort, und es klang wie eine Auflehnung. „Auf der Flucht nach Moskau im November 1929 saßen wir im gleichen Zug. In Moskau, wo wir wochenlang auf die Ausreise warten mussten, wohnten unsere Familien im Vorort Puschkeno in benachbarten Datschas, und dann, als wir nach Deutschland ausreisen durften, im Lager Prenzlau in der gleichen Baracke. Von Deutschland nach Brasilien führen wir auf dem gleichen Schiff, und am Krauel siedelten unsere Eltern im gleichen Dorf.

Franz Fast wurde für mich zur lästigen Klette. All diese Umstände des Schicksals, die ich hier aufgeführt habe, nannte er Gottes Führung. Ich hielt das für Spott. Ich fand ihn abstoßend, und er schien es nicht zu merken. Was er sagte, war für mich anzüglich, und wenn ich grob wurde und ihn abwies, lachte er. Dann heiratete ich Heinrich Thießen und hoffte, dass nun alle Fäden, die mich so belästigten, durchgeschnitten seien. Die Ehe ist heilig, und sie sollte für mich auch ein Schutz sein.

Bald nach unserer Hochzeit heiratete Franz Lena Sawatzky. Nun hätte doch alles in Ordnung sein und ruhig bleiben können. Doch seine Heirat war wohl eher ein Protest gegen das Schicksal. Lena war ein armes, etwas einfältiges Mädchen, und sie hat von der ganzen Spannung vielleicht wenig gemerkt.“

„Hatten Sie denn keinen Verdacht auf Jakob Wieler, dass er es gewesen sein könnte, der den Brief geschrieben hatte?“, hakte Gerhard Kasdorf nach, als Anna Thießen wieder eine Pause machte.

„Ach, Jakob Wieler“, Anna Thießen lächelte verlegen, „Jakob Wieler war doch meine Hilfe und meine Zuflucht, meine Rettung, wenn ich im Sängerkorps saß.

Ich sang Alt und saß in der zweiten Reihe. Franz saß hinter mir in der dritten Reihe und sang Tenor. Er hatte eine schöne hohe Stimme, und ich dachte bei mir immer, dass es ihm gar nicht zustehe, die frommen Lieder so schön zu singen. Ich spürte das Brennen seiner Blicke in meinem Nacken, und dann suchte ich mit meinen Blicken bei Jakob Wieler Zuflucht. Es war, als ob er Verständnis für mein Unbehagen hatte, und er nahm mich freundlich und warm in seinen Blick auf. Oft ließ ich während des ganzen Liedes nicht von ihm und er nicht von mir. Ich fühlte, dass er mir in meiner Bedrängnis helfen wollte, obwohl ich ihm nie etwas von Franz gesagt habe.“

Anna Thießen stockte, als ob sie zu viel preisgegeben hätte. Doch dann schaute sie Gerhard Kasdorf entschlossen an. „Ich weiß ja nun, was daraus geworden ist, und ich will einfach erzählen, wie es kam“, begann sie wieder. „Jakob Wieler fing damit an, den Sängerinnen beim Abschied die Hand zu reichen. Die Mädchen und Frauen taten es gern und lachten dabei; denn wir liebten und verehrten unsern Dirigenten. Beim Üben war er sehr streng und fordernd, und wir wagten uns auch an schwere Lieder. Wir übten „Das große Halleluja“ von Händel. Auf einem großen Sängerfest in Blumenau, zu dem Chöre aus ganz Santa Catarina gekommen waren, gehörten wir zu den Besten.“

„Und Sie schöpften bei Wielers Verhalten keinen Verdacht?“, unterbrach Kasdorf sie.

„Nein“, sagte Anna Thießen, „wie sollte ich? Wir sangen doch zur Ehre des Herrn, und das betonte auch Jakob Wieler immer wieder. Beim Abschied wünschte er uns jedes Mal Gottes Segen und wir alle ihm. Ich merkte wohl, dass er meine Hand eine Sekunde länger hielt als die der andern, aber ich war ihm doch auch dankbar für sein Verständnis, das ich so deutlich verspürte. Wenn Jakob Wieler nicht gewesen wäre, dann hätte ich aufgehört zu singen, so lästig war mir Franz im Rücken.“

„Ob Franz Fast denn gar nichts davon gemerkt hat“, warf Gerhard Kasdorf ein, „auch dann nicht, als der Verdacht auf ihn fiel?“

„Wohl kaum“, antwortete sie nach kurzer Überlegung. „Ich hielt ihn immer für oberflächlich und gleichgültig für alles, was sonst um uns herum geschah. Jakob Wieler beachtete er überhaupt nicht. Vielleicht hielt er ihn für zu fromm.“

„Und das Briefchen“, fragte Gerhard Kasdorf, um auf den Kern zu kommen, „erinnern Sie sich noch an seinen Inhalt? Es muss Sie doch sehr getroffen haben.“

Er merkte, dass Anna Thießen hier stockte. Eine leichte Röte flog über ihr immer noch schönes Gesicht.

„Lassen Sie nur, wenn es Ihnen peinlich ist“, schränkte Gerhard Kasdorf ein.

Doch sie hatte sich schon wieder gefasst. „Ich muss Ihnen auch das jetzt sagen, sonst würden Sie ja meine damalige Erregung nicht verstehen können. Ich empfand den Brief als eine schwere Beleidigung. Wir Frauen waren damals vielleicht auch noch empfindlicher als das heute meist der Fall ist. Es war eine Beschreibung und Verherrlichung meiner ganzen Person, der Schönheit meines Körpers mit all seinen Reizen, vom Kopf bis zum Fuß. Stellenweise schien es mir, als ob es Worte aus der Bibel waren, aus dem Hohelied Salomos, und das erschreckte mich sehr.“

Es blieb eine Weile still in dem Zimmer, und Gerhard Kasdorf hatte das Gefühl, dass er der Wahrheit bereits sehr nahe gekommen war.

„War es nur diese Huldigung, die in dem Brief stand?“, fragte er weiter.

„Nein“, sagte Anna Thießen, „was dann folgte, war für mich weit schlimmer. Es war eine heiße Liebeserklärung. Er könne ohne mich nicht mehr leben.“

„Konnte Ihr Mann Sie denn damals nicht beraten?“, fragte Gerhard Kasdorf. „Sie gingen mit dem Brief zum Gemeinderat. Fürchteten Sie nicht den Skandal?“

„Ach, ich war ganz außer mir und kopflos, denn ich hatte doch immer Franz vor Augen. Es musste doch endlich und irgendwie einen Schlusstrich geben“, erklärte Anna Thießen. „Es musste doch endlich aufhören. Erst wollte ich meinem Mann den Brief überhaupt nicht zeigen, weil ich wusste, dass auch er sich sehr erregen würde. Am liebsten wäre ich damit im Vertrauen zu Jakob Wieler gegangen. Er hätte die rechten Worte gefunden, so glaubte ich damals, wie immer, wenn es nach der Singstunde noch zu einem kurzen Gespräch kam. Ach, ich mag jetzt nicht daran denken, was daraus geworden wäre.“

Gerhard Kasdorf ließ ihr Zeit; denn er merkte, dass die Erinnerung sie gerade hier sehr stark aufwühlte.

„Dann gab ich den Brief doch meinem Mann“, fuhr Anna Thießen fort. „Er flammte vor Zorn und schickte mich mit dem Brief zu Isaak Wieler. Dem Franz Fast müsse nun doch endlich das Handwerk gelegt werden und die Gemeinde müsse handeln. Wir waren sicher, dass es Franz war. So nahm alles seinen Lauf.“

„Diese Sicherheit wirft bei mir doch eine Frage auf“, wagte Gerhard Kasdorf einzuwenden. „Es handelte sich doch um einen handschriftlichen Brief. Haben Sie und Ihr Mann nicht daran gedacht, irgendwie die Handschrift zu vergleichen?“

Anna Thießen lächelte. „Die Frage ist ganz berechtigt. Wissen Sie, der Brief war in Steilschrift geschrieben, wie wir sie noch in der Schule in Russland gelernt hatten, absichtlich ein wenig ungelenkig, offensichtlich in der Absicht, dass sich jemand dahinter verbergen wollte. Das war dann auch die Vermutung von Pre-diger Wieler. Es könnte nur Franz Fast sein.“

„Ich danke Ihnen, Frau Thießen“, sagte Gerhard Kasdorf. „Ich glaube, dass Ihre offene und klare Darstellung mir weiterhelfen wird. Sie können beruhigt sein. Ihr Vertrauen ist bei mir gut aufgehoben. Nichts soll an die Öffentlichkeit kommen, da sind sich Martens und ich einig. Ich will mein Bestes tun.“

„Ob da noch etwas gutzumachen ist?“, fragte Anna Thießen besorgt, als Kasdorf sich verabschiedete. „Franz Fast war ja nun doch unschuldig, wie schlimm er mir auch sonst zugesetzt hat, und er und seine Familie haben die bitteren Folgen tragen müssen.“

„Ich will sehen, ob ich Franz Fast finden kann. Bis jetzt konnte mir niemand sagen, wo er geblieben ist. Zu vermuten ist, dass er in Blumenau wohnt. Er muss jedenfalls erfahren, dass er damals zu Unrecht verdächtigt und ausgeschlossen worden ist. Ich glaube, dass das auch genügen sollte“, sagte er und reichte ihr die Hand. „Ich werde Ihnen dann mitteilen, was ich vorgefunden habe.“

Gerhard Kasdorf wachte mit der Sorge um Franz Fast auf. Er hatte schlecht geschlafen; denn alles Erlebte hatte in wirren Träumen nachgewirkt. Der Omnibus nach Curitiba ging erst am Abend. So stand ihm noch viel Zeit zur Verfügung. Nach dem Frühstück wollte er sich noch einmal wie versprochen auf den Weg in die Favela machen. Am Nachmittag wollte er sich dann mit einem guten Freund treffen, und er hoffte, ihm die Sorge um den sterbenskranken Mann anvertrauen zu können.

Das gestrige Gespräch hatte eigentlich viele seiner Fragen geklärt, und doch waren einige Zusammenhänge für ihn noch rätselhaft geblieben. Die größte Sorge aber war, was aus Franz Fast werden sollte.

Er traf den alten Mann wie am Tag vorher bei der Arbeit an. Die Begrüßung war lebhaft und herzlich, wie bei alten Freunden. Das Wasser für den Chamarão war schon heiß, und beim gemütlichen Trunk begann erst einmal ein Gespräch der

Erinnerung. Sie sprachen von den ersten schweren Ansiedlungsjahren im Urwald, vom Schlagen des dichten Unterholzes, vom Fällen der riesigen Bäume, vom Brennen der „Rosse“, wie sie den geschlagenen Urwald genannt hatten. Das war eine Ebene, auf der sie in freundschaftlichem Gespräch ganz warm wurden. Doch es war auch der Ausgangspunkt für die letzten Fragen, über die Gerhard Kasdorf gern noch mehr wissen wollte.

„Warum haben Sie sich denn nicht gegen den falschen Verdacht gewehrt?“, fragte er. „Sie sind doch zu Unrecht beschuldigt worden. Niemand als Sie allein wussten das, außer Jakob Wieler natürlich.“

Franz Fast schwieg nach dieser unvermittelten Frage lange, und dann verzögerte ein Hustenanfall die Antwort. Endlich begann er leise mit Unterbrechungen, wie in einem Selbstgespräch, und dann brach es allmählich wie gestaute Lava heraus, ohne Eruption, einfach nur überquellend: „Wie sollte ich mich wehren, Gerhard, wenn es um Anna ging? Ich sollte meine Unschuld beweisen, und ich war doch gar nicht unschuldig. Tausend solcher Briefe hätte ich doch geschrieben, wenn ich hätte schreiben können, wie ich wollte, und wenn ich die geringste Hoffnung gehabt hätte, dass Anna sie nicht zerreißen würde.“

Wir haben als Kinder zusammen Braut und Bräutigam gespielt, als wir noch unschuldig waren. Dann kam die Jugendzeit, und ich merkte, wie der Abstand zwischen uns beiden immer größer wurde. Sie wuchs über mich hinaus, wurde schöner und schöner, und ich blieb unten. Ich wurde derber und immer derber, je unerreichbarer Anna für mich wurde. Du kennst den Ruf der Gassenjungen in unsern Dörfern.

Manchmal träumte ich von ihr, und dann war ich stark und gut. Ich beschützte Anna, und sie suchte Zuflucht bei mir. Doch wenn ich wach war, dann war ich derb, führte schlimme Reden wie die andern Jungen auf der Straße. Wir versuchten dann, einander in den Grobheiten zu überbieten. Niemand sollte merken, dass ich Annas wegen krank war.“

Er zündete sich eine Zigarette an; denn der Husten quälte ihn mit heftigen Anfällen. Doch dann kam Ruhe über ihn, und seine Rede kam wieder in Fluss.

„Habe ich mich nur Annas wegen bekehrt, als die Abendversammlungen bei uns stattfanden? Meine Freunde meinten das, und sie hänselten mich deshalb. Vielleicht hat auch Anna das geglaubt. Doch es war nicht so. Nein, es war die Angst, die tief in mir steckte. Der Tod war so nahe in jener Zeit. Die Roten erschossen die reichen Bauern, und wir Mennoniten waren doch alle reich im Vergleich mit

den russischen Arbeitern und Bauern. Ich wollte meine Seele retten; denn die Entrückung und das Weltende seien nahe, so hieß es. Jeden Abend sprach der Reiseprediger über die Weltlage, über die Offenbarung und über den Propheten Daniel. Alles stimmte mit dem, was um uns herum geschah.“

Er schaute auf: „Lach nicht, Gerhard, aber ich bin nachts aufgestanden, um nachzuschauen, ob meine Eltern noch in ihren Betten lagen oder schon entrückt wären. Ich glaubte es so, wie der Prediger es gesagt hatte.“

Er machte wieder eine Pause und zog den Rauch aus seiner Zigarette hörbar tief ein. Dann lachte er krächzend: „Vielleicht hätte ich damals besser getan, mich den Kosaken anzuschließen. General Koltschak warb um Soldaten für seine Weiße Armee auch in unsern Dörfern, und manche unserer jungen Leute gingen mit. Einige wurden sogar Offiziere. Manche sind nicht zurückgekommen. Vielleicht wäre das auch für mich besser und ehrlicher gewesen, und Anna hätte Ruhe gehabt.“

Gerhard Kasdorf merkte, dass Franz Fast keine Stellungnahme erwartete. Es blieb längere Zeit still im Raum. Franz Fast saß in sich zusammengesunken auf seinem Hocker, und nur sein pfeifender Atem war hörbar. Doch es schien Gerhard Kasdorf so, als ob dieses Benennen der Dinge mit Namen für ihn die Befreiung von einer Verklemmung war, von einer Last, die sein ganzes Leben bestimmt haben mochte, und über die er nie gesprochen hatte. Dann richtete Franz Fast sich auf und kam noch einmal auf seine Bekehrung zurück.

„Ich habe wirklich gehofft, dass Anna es merken würde. Ich war doch nun ein anderer geworden. Ich rauchte und fluchte nicht mehr und ließ mich von meinen Kameraden verspotten. Ich meldete mich beim Gemeindeleiter in unserm Dorf und bat um die Taufe. Ich erzählte vor der versammelten Gemeinde meine Bekehrung und wurde getauft, wie die vielen andern damals. Doch Anna kehrte mir den Rücken, als ob sie jetzt noch mehr Angst vor mir hatte als vorher. So war es damals in Sibirien, und so war es auch hier in Brasilien.“

„Und dann haben Sie hier geheiratet?“, half Gerhard Kasdorf nach.

„Ja, Lena Sawatzky, das liebe, stille Mädchen.“ Er klopfte sinnend auf den Dreifuß. „Es war schlimm, wenn ich heute daran denke. Bei meiner Arbeit am Tag dachte ich an Anna. Und in der Nacht träumte ich von Anna. Lena merkte es nicht. Sie war zu gut, um misstrauisch zu sein. Kein Mensch hat mich jemals so geliebt wie sie. Nie hat sie Anna erwähnt, obwohl sie um meine Leidenschaft

wusste. Nun liegt sie hier auf dem Armenfriedhof, und bald wird es ihr Grab nicht mehr geben.“

Er nahm in Gedanken einen Schuh und begann darauf zu klopfen. „Ich ging zur Chorübungsstunde, weil Anna dort war“, sagte er wie für sich, „und ich sang Tenor für Anna. Das Briefchen, das war doch eine Kleinigkeit bei allem, was Anna für mich bedeutete, auch wenn sie für mich unerreichbar war. Wem sollte ich das erklären, dem Prediger Wieler vielleicht, der ganzen Gemeinde?“

„Und der Gemeinderat, was sagten Sie dem?“

„Ich folgte der Vorladung nicht, und ich kam auch nicht zu der Gemeindestunde, wo mein Fall besprochen werden sollte. Ich wollte über Anna mit niemandem sprechen, und ich wollte auch nicht wissen, wer solchen Brief geschrieben hatte. Als dann die zwei Prediger, die die Gemeinde geschickt hatte, auf unsern Hof kamen, um mir den Ausschluss mitzuteilen, verschwand ich im Urwald hinter unserm Garten. Ich kam erst wieder, als sie gegangen waren.“

Er lachte wieder röchelnd und schaute zu Gerhard Kasdorf auf. In seinen Augen war ein merkwürdiger Glanz, wie hinter einem Schleier: „Vielleicht habe ich gewünscht, dass es mein Brief war, Gerhard.“ Er saß und nickte wie im Traum, und nach einer langen Pause wiederholte er leise für sich: „Vielleicht war es mein Brief.“ Er lachte krächzend in sich hinein. „Ich war nicht unschuldig, Gerhard. Deshalb konnte ich nichts sagen.“

Es blieb dann lange still in der Garage. Es war eine feierliche Stille. Gerhard Kasdorf legte seine Hand auf die knochige Schulter des alten Mannes. „Jetzt verstehe ich Sie, Onkel Fast“, sagte er, und es war, als ob er selbst aus Seelentiefen auftauchte.

Franz Fast schaute ihn immer noch an, und das Lächeln blieb auf seinem Gesicht wie ein schwaches Leuchten.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Gerhard Kasdorf dachte an seine weiteren Pläne für diesen Tag. „Onkel Fast“, sagte er unvermittelt, „kommen Sie mit nach Curitiba. Ich kann Sie dort unterbringen, und Sie werden gut versorgt werden.“

Doch da wehrte Franz Fast heftig ab und hob beide Hände. „Nä, nä“, sagte er wieder, wie bei der Begrüßung, „daut lot mau toch!“, und er erklärte, dass er sich in neue Verhältnisse nicht mehr eingewöhnen könne.

„Schön,“ sagte Gerhard Kasdorf, „wie Sie wollen. Ich habe hier gute Freunde in Blumenau, auch Mennoniten. Denen werde ich Bescheid geben. Vielleicht brauchen Sie einmal Hilfe.“

„Hilfe,“ sagte Franz Fast und nickte für sich. Er war wieder auf seinem Hocker zusammengesunken. „Ja, die werde ich wohl brauchen, sehr bald vielleicht. Danke, Gerhard.“

Es drängte Gerhard Kasdorf, seinem Freund eine letzte Frage zu stellen: „Ihre Glaubenserfahrung damals in Sibirien, Onkel Fast, und die Taufe, hat das alles heute noch Bedeutung für Sie?“

„Die Glaubenserfahrung,“ wiederholte Franz Fast, und er schien von der unvermittelten Frage gar nicht betroffen zu sein, „die Glaubenserfahrung und die Taufe, ja, darauf habe ich doch keinen Anspruch mehr, Gerhard. Die Tore sind doch alle verschlossen. Ich war es doch, der sie zugeschlagen hat, mit aller Wucht, und nicht nur für mich, sondern auch für Lena und für die Kinder.“

„Nicht Sie allein haben sie zugeschlagen, Onkel Fast,“ sagte Gerhard Kasdorf, und ihre Blicke fanden sich. „Es gibt auch eine Verkettung von Umständen und Ereignissen, die einen Menschen mitreißen. Sie wissen jetzt, dass Sie es nicht allein waren, der das ganze Unheil verursacht hat. Auch Sie haben viel gelitten, Onkel Fast, und heute ist von der harten Schale, die sich um Ihr Herz gelegt hatte, viel abgefallen. Das Tor ist für einen Menschen nie verschlossen, und für Sie steht es weiter offen, als ein Mensch es sich denken kann. Jedenfalls kennt Gott uns besser als wir ihn, und auch von Jesus heißt es, dass er wohl wusste, was im Menschen ist. Darauf können Sie sich verlassen, Onkel Fast.“

Franz Fast hob seine schwielige Hand von seinem Hocker aus, und Gerhard Kasdorf ergriff sie herzlich. Das sollte der Abschied sein. Gerhard Kasdorf stand schon in der Tür, als er die raue Stimme des alten Mannes hörte. Er trat noch einmal in den dunkeln Raum.

„Bete noch, Gerhard,“ bat Franz Fast.

Gerhard Kasdorf hatte immer Mühe, öffentlich zu beten, vor allem dann, wenn es gefordert wurde. Zu leicht gingen die öffentlichen Gebete von den Lippen, meinte er. Doch hier sollte das Gebet zu einer Hilfe werden, für Franz Fast und auch für ihn selbst. Seine Worte, langsam gesprochen, fielen wie dicke Regentropfen auf einen ausgedörrten Boden, und er spürte die reinigende Wirkung für beide. Franz Fast hielt die knochigen Hände über seiner Lederschürze gefaltet,

auch als Gerhard Kasdorf sich noch einmal verneigte und dann auf die Straße trat.

Als Gerhard Kasdorf durch die schmutzige Favela abwärts in die saubere Stadt ging, hatte er mehrere Wege vor sich, zu seinem Freund in Blumenau, zu seinem Nachbarn Hans Martens und zu Anna Thießen.